

HOLGER ZABOROWSKI · WASHINGTON D.C. / FREIBURG

GOTT – LIEBE

Editorial

Denn dies affige Theater, das wir
Liebe nennen, ist nicht der ganze Gott.
Höchstens seine Augenfarbe.
Da wurde Schwärze noch mal Licht
und Sommer wieder Lied und Spiel.
Da hörte ich das ›Danke‹ mit,
als lautlos eine Blüte fiel.¹

Ralf Rothmann

«Gott ist Liebe.» – Dies ist ein skandalöser Satz, eine Aussage, die mit dem Ur-Skandal zusammenhängt, der im Zentrum des christlichen Glaubens steht: Gott ist kein abstraktes Prinzip, nicht einfach ein höchstes Seiendes, kein apathischer Weiser, kein Schöpfer, der sich nach der Schöpfungstat aus der Verantwortung stiehlt, keine spekulative Idee und erst recht kein nur negativ fassbares «Etwas» oder «Nichts». Gott ist Liebe. Er ist – als Liebe und in Liebe – Beziehung: in sich, inner-trinitarisch, und – über sich hinaus – nach außen hin, Beziehung zum Menschen, die an den Menschen selbst, an sein Menschen- und Gottesverhältnis, Forderungen stellt, eine ein- und auffordernde, eine immer wieder neu herausfordernde Liebe.

«Gott ist Liebe.» – Ein Schlüsselsatz, zentral für das Gottesverständnis der biblischen und theologischen Tradition, aber gerade deshalb auch eine gefährdete, eine gefährliche Aussage, in der Gefahr der Verflachung, der Erstarrung, der Trivialisierung und, nicht zuletzt, der Reduktion auf frommen Kitsch. Der liebe Gott. Nur noch lieb. Süßlich lieb. «Wer *lieber* Gott sagt, muss ein schlechtes Gewissen haben», so Léon Bloy, «Ich kann mir beim besten Willen keinen Märtyrer vorstellen, der dieses Adjektiv gebraucht.» Und warum? «Der liebe Gott des Bürgers ist eine Art Kommissar, dem er nicht traut und auf den kein Verlass ist.»² Die Verbürgerlichung, die saturierte Verzweckung Gottes, die Idolatrie des Alles-Wissens, des Alles-aufs-eigene-Maß-Reduzierens, des eigenen, allzu eigenen Gottes.

Und daher stellt sich, immer wieder, die Aufgabe einer Verflüssigung erstarrter Wahrheiten, eines je neuen Sehens und Hörens auf die biblische Botschaft, auf den Glauben und seine großen Zeugen, auf die persönliche

und geschichtliche (und immer wieder angefochtene, immer wieder in Frage gestellte) Erfahrung der Christen, dass Gott Liebe sei. Was aber ist damit, mit diesem Geheimnis, eigentlich gemeint?

«Gott ist Liebe» – Nein, dies ist keine Wesensdefinition, keine Aussage über ein vor-liegendes Objekt, kein Urteil über einen einholbaren Gegenstand. Dass Gott Liebe sei, ist etwas ganz anderes als die Aussage, er sei x, y oder z, er sei das höchste Wesen, die höchste Freiheit, der ganz Andere, das Nichts oder die absolute Fülle. Nicht der Gott der Philosophen ist dieser Gott, der Liebe ist – es sei denn einer Philosophie der Liebe, eines ganz anderen, eines andenkenden Denkens, eines Philosophierens, in das die Liebe eingebrochen ist – nicht also der Gott, den sich das Denken so ausdenkt, auf den das Denken kommt, sondern der Gott, der selber kommt, der adventliche Gott, dem zu antworten ist, vor dem zu tanzen, zu singen, in die Knie zu fallen ist. Der sich (ent-)äußert, sich mitteilt in jenen Momenten von Gegenwart, die in ihrem Ausnahmecharakter Zeit überhaupt erst verstehen lassen. Ein anderer Gott. Liebe. Und vielmehr noch als dies: Lieben. Was Gott eigentlich ist, worin sein «Wesen» (verbal verstanden!) besteht, ist zu lieben. Und dies zu sagen ist mehr und anderes, als irgend etwas auszusagen.

Und daher muss man diesen «Satz», Gott sei Liebe, anders lesen, nicht so, als handle es sich um eine abstrakte Wesensdefinition oder um eine beliebige Aussage. Man muss ihn lesen vielleicht wie ein Gedicht. Als Weisung, als einen performativen Satz, der Wirklichkeit ändert und schafft, als indirekte Mitteilung oder – schließlich – als Gebet: «Du, Gott, bist Liebe.» Und als – immer auch scheiternde – Antwort auf diesen *amor Dei* bleibt nur und einzig: *amor Dei*, Gott zu lieben. Welchen anderen Sinn, welchen anderen Zweck könnte – letztlich – menschliches Leben haben? Die Zeit, so hatte Simone Weil einmal formuliert, sei das Warten Gottes, der um unsere Liebe bittet. Zeit als Warten auf Antwort, als Geschehen der Liebe – immer auch angefochten durch den Drang zum *amor sui*, zur gott-losen Selbstliebe.

Und damit, mit diesen kurzen, nur skizzenhaften Überlegungen, zeigen sich – andeutungsweise – auch die Probleme, die mit diesem außerordentlichen Ausnahme-Satz verbunden sind, damit, ihn zu verstehen und seine Bedeutung zu vermitteln. Dass Gott Liebe sei, dies ist eine bleibende Herausforderung für christliches Leben, Glauben und Denken. Die Autoren dieses Heftes der COMMUNIO haben sich daher der Aufgabe gestellt, der Beziehung zwischen Gott und Liebe, dem Gott, der Liebe ist und der als Liebe immer schon in unser Leben und Denken – ja: gefallen ist, nachzugehen, den Spuren, die Zeugnis von ihm geben können: Der Vorstellung von «Jesu Güte – Jesu Zorn – Jesu Liebe» im Neuen Testament (Thomas Söding); der pneumatologischen Dimension dieser Aussage: «Der Heilige Geist – Liebe

in Person» (Abt Christian Schütz); dem Gottesbild des Alten Testaments, das im Hohelied seinen Ausdruck gefunden hat: «Die Zeit zum Singen ist da» (Franz Jung); der existenziell-lebenspraktischen Dimension der Liebe, die Gott ist: «Liebe – Form des Christenlebens» (Alois Haas); den religionsphilosophischen und theologisch-dogmatischen Aspekten dieser Aussage – im Hinblick auf die verborgene Wahrheit des Atheismus (Stephan Oster) oder auf Versuche, den Zorn Gottes als vergessene, als vernachlässigte Vorstellung zu rehabilitieren (Holger Zaborowski).

Auch die *Perspektiven* dieses Heftes ordnen sich in diese Besinnung über Gott, der Liebe ist, ein: Im Jahr der Eucharistie erkunden sie die verborgene Gegenwart Gottes in der Eucharistie, bedenken die Liebe, die sich schenkt und gibt: die Eucharistie als lebendiges Geschenk Jesu (Avery Cardinal Dulles) und in ihr, in diesem Geschenk der Liebe die «Verborgene Gegenwart und betrachtendes Verweilen» (Jan-Heiner Tück). Daran schließen sich fragmenthafte Gedankensplitter an, die Annäherungen an einen Liebesakt Gottes darstellen, der sich des Diskurses immer wieder entzieht – aus dem Tagebuch Maurice Blondels.

Was so entsteht, in der Zusammenschau der einzelnen Fragmente, ist nicht viel mehr (aber auch nicht viel weniger) als ein größeres Fragment, ein Fragment, das in der ohnmächtigen Gebrochenheit, die menschlichem Sprechen angesichts Gottes immer zu eigen ist, dem Je-Größeren der Liebe Gottes, ihrer All-Macht, zu entsprechen sucht: Denn, so Blondel (gewissermaßen als *pars pro toto*), «Liebe allein ist allmächtig.» Und nur sie zählt.

ANMERKUNGEN

¹ Ralf Rothmann, *Down On Me*, in: ders., *Gebet in Ruinen. Gedichte*, Frankfurt a.M. 2000, 67.

² Léon Bloy, *Dem Teufel aufs Maul geschaut. Entlarvende Gemeinplätze*, mit einem Nachwort von Karl Pflieger, Freiburg im Breisgau 1962, 65.